



«Prävention ist zu einem Schlagwort und Allheilmittel geworden»

Nach Gewaltereignissen oder öffentlichen Alkoholexzessen rufen Medien, die Öffentlichkeit und Politiker unisono nach Gewalt- und Alkoholprävention. «Diesen Allmachtsanspruch kann Prävention nicht erfüllen», sagt Martin Hafen, vormals Sozialarbeiter, heute Sozialwissenschaftler in Luzern. Ein Gespräch über Prävention, Professionalisierung, Profit und eine Portion Optimismus. Interview: Gerlind Martin

Martin Hafen, Sozialarbeiter und Sozialwissenschaftler, Dr. phil., ist Dozent und Co-Leiter des Weiterbildungsgangs (MAS) Prävention und Gesundheitsförderung an der Hochschule für Soziale Arbeit Luzern.

Foto: zvg

Martin Hafen ist Autor folgender Werke:

- *Mythologie der Gesundheit. Zur Integration von Salutogenese und Pathogenese.* Heidelberg 2007.
- *Systemische Prävention – Grundlagen für eine Theorie präventiver Massnahmen.* Heidelberg 2005.

Standpunkte: Wie erklären Sie einer 15-Jährigen den Begriff Prävention?

MARTIN HAFEN: Bei der Prävention geht es darum, Probleme wie Sucht oder Gewalt dadurch zu verhindern, dass Risikofaktoren beseitigt und Schutzfaktoren gestärkt werden. Risikofaktoren können ein belastetes familiäres Umfeld oder ein schlechtes Betriebsklima sein, zu den Schutzfaktoren gehört das Selbstvertrauen. Für die meisten Probleme gibt es sehr viele Risiko- und Schutzfaktoren, was Prävention so komplex macht.

Was fügen Sie bei, wenn ein 65-Jähriger wissen will, was Prävention ist?

Um die Wirkungsweise der Prävention zu erläutern, würde ich ihn auf seine Lebenserfahrung ansprechen, würde nach schwierigen Erfahrungen wie Krankheiten oder Sucht und nach seinen Bewältigungsstrategien fragen. Ich würde mit ihm darüber diskutieren, ob mit weniger Stress im Beruf oder mit gesünderem Essen seine Herzprobleme wohl vermeidbar gewesen wären. Damit thematisiere ich die Ebene der bereits erwähnten Einflussfaktoren, die für Prävention entscheidend ist. Dabei würde ich Schuldzuweisungen oder gar moralische Appelle vermeiden.

Warum?

Moralische Appelle bewirken in der Prävention wenig. Das Zielpublikum interpretiert die zu verändernden Verhaltensweisen oft anders als die Präventionsfachleute. Ein Appell an Jugendliche, im Ausgang der Gesundheit zuliebe beim Wetztrinken nicht mitzumachen, stellt – vereinfacht gesagt – zwei Möglichkeiten zur Wahl: nicht mitzutrinken und dabei zu riskieren, aus der Gruppe ausgeschlossen zu werden – oder mitzumachen und damit die Wahrscheinlichkeit für eine spätere Alkoholabhängigkeit zu erhöhen. Oder anders gesagt: Jugendliche, die beim Rauschtrinken mitmachen, verhalten sich aus ihrer Sicht nicht nur gesundheitsschädigend, denn soziale Zugehörigkeit ist für die psychische Gesundheit jedes Menschen von zentraler Bedeutung.

Welches Menschenbild steht hinter Ihrem Verständnis von Prävention?

Ich gehe aus von Personen, die in unterschiedlichen sozialen Zusammenhängen leben und von diesen beeinflusst werden (Schule, Familie, FreundInnen, Beruf usw.). Präventionsbotschaften sind lediglich eine zusätzliche Botschaft, denen diese Personen in ihrem Alltag begegnen: zusätzlich zur Werbung, die Rauchen als Coolness vermarktet, zu Eltern, die das Rauchen ihren Kindern verbieten, aber selber rauchen, zum Freundeskreis, in dem Zigaretten fraglos dazu gehören... Prävention ist für die Zielpersonen ein Lebensaspekt unter vielen anderen und hat zwangsläufig nur

beschränkt Einfluss. In der öffentlichen Diskussion wird diese Beschränkung meist nicht gesehen. Nur so ist zu erklären, dass bei jedem von den Massenmedien thematisierten Problem mehr Prävention gefordert wird. Allein schon diese Forderung scheint etwas Beruhigendes an sich zu haben.

Sie gehen davon aus, dass die Öffentlichkeit an die Wirkung der Prävention glaubt – könnte dieses Fordern nach mehr Prävention nicht schiere Hilflosigkeit sein?

Medien, Politiker und Politikerinnen sind überzeugt, dass Prävention der beste Weg ist, aber sie definieren nicht, was sie darunter verstehen. Die meisten Probleme entwickeln sich, lange bevor die Leute nach Gewalt-, Alkohol- oder Tabakprävention rufen. Prävention ist zu einem Schlagwort und Allheilmittel geworden.

Was sollte Ihrer Meinung nach geschehen?

Prävention muss bei den grundsätzlichen Einflussfaktoren ansetzen. Nehmen wir ein Beispiel: Die neurobiologische Forschung belegt, wie wichtig das erste Lebensjahr für die Beziehungsfähigkeit und die psychische Gesundheit eines Menschen ist. Also fragt die Prävention: Welche Bedingungen brauchen Familien, um günstige Entwicklungsmöglichkeiten bieten zu können? Die Realität in der Schweiz ist ja die, dass Kinder ein Armutrisiko bedeuten, vielfach beide Elternteile arbeiten müssen und die Familien ergänzenden Betreuungsmöglichkeiten schwach ausgebildet sind. Aus Sicht der Prävention braucht es deshalb vor allem eine kohärente Familien-, Schul- und Bildungspolitik. Diese grundsätzliche Auffassung von Prävention trifft jedoch sofort auf politischen Widerstand.

An welchen Vorbildern könnte sich die Schweiz orientieren?

Beispielsweise an den skandinavischen Ländern: Bezüglich Schulerfolgen, sozialen Problemen, aber auch psychischen Erkrankungen schliessen diese Bevölkerungen gut ab. Natürlich lässt sich ihre Situation nicht einfach mit jener in der Schweiz gleichsetzen. Aber ihr Prinzip ist erfolgreich: Ein Sozialstaat, der familienfreundlich ist und das Aufwachsen von Kindern fördert und sich nicht auf den Standpunkt stellt, Kinder seien ausschliesslich Privatsache. Ergänzende Präventionsaktivitäten in der Schule oder in anderen Lebensbereichen sind wichtig – aber ihre präventive Wirkung erreicht nicht annähernd die Wirkung einer umfassenden Sozial-, Familien- und Bildungspolitik.

Prävention kann sich an – mindestens – zwei unterschiedlichen Haltungen ausrichten: am Recht des Individuums auf Gesundheit oder an der Pflicht des Individuums zur Gesundheit.

Verbote und Regulierungen sind wichtige Elemente der Prävention. Gerade deshalb sollen sie mit Bedacht eingesetzt werden. Für mich ist wichtig, ob es



Präventiv ist: Wenn Staat und Gesellschaft das Aufwachsen von Kindern fördern und sich nicht auf den Standpunkt stellen, Kinder seien Privatsache.
Fotos: SFA; Lisa Schäublin

um ausschliesslich selbst- oder fremdschädigendes Verhalten geht. Wer nicht raucht, soll vor dem Passivrauchen geschützt werden – hat also ein Recht auf Gesundheit, das der Staat schützen muss. Aber das Rauchen generell zu verbieten, halte ich für eine zu weitgehende Einschränkung der persönlichen Freiheit. Ein solches Verbot wäre überdies nicht durchsetzbar. Verbote und Regulierungen wirken nur präventiv, wenn sie kontrolliert und Überschreitungen sanktioniert werden können.

Genau das macht das Betäubungsmittelgesetz bezüglich Cannabis und weiterer Substanzen. Wie stellen Sie sich dazu?

Das Cannabis-Verbot ist nicht durchsetzbar und wird trotzdem beibehalten. Das macht eine sachliche Auseinandersetzung zwischen Präventionsfachleuten und den Jugendlichen schwierig: Diese merken natürlich, dass andere Substanzen wie Alkohol und Tabak, die körperlich schädlicher sind als Cannabis, nicht nur nicht verboten sind, sondern sogar beworben werden. Aus meiner Sicht wirkt das Cannabis-Verbot anti-präventiv – verstärkt wird diese Wirkung dadurch, dass die Jugendlichen Cannabis illegal kaufen müssen und dass keine Qualitätskontrolle wie bei anderen Konsumgütern erfolgt.

Und wie ist es bei Heroin und andern illegalen Drogen?

Heroinabhängige Personen gelten in unserer Gesellschaft als krank, und eine Krankheit unter Strafe zu stellen, ist aus meiner Sicht schlicht widersinnig.

Aus dem Ruf der Medien und Politiker nach immer mehr Prävention und aus Ihren Äusserungen könnte man schliessen: Präventionsbemühungen fruchten kaum. Warum also damit weitermachen?

Ich plädiere bezüglich der Wirksamkeit von präventiven Massnahmen zwar für Bescheidenheit, aber keineswegs fürs Aufhören. Vielmehr muss Prävention sich professionalisieren: Wir müssen erforschen und belegen, wie Prävention wirkt, und wir müssen die Fachleute besser ausbilden. Sie sollen sich methodisch und theoretisch weiterbilden und die Begrifflichkeiten klären...

...es reden demnach nicht alle vom Gleichen, wenn sie von Prävention reden?

Oft reden wir zwar vom Gleichen, meinen aber Unterschiedliches. Die SFA leistet mit ihrer Tagung zur Begrifflichkeit einen wichtigen Beitrag zu dieser Klärung.

Und was kann die Prävention besser machen?

Die Verhaltensprävention – Prävention, die sich ans Individuum richtet – muss noch stärker durch Verhältnisprävention ergänzt werden, als dies heute geschieht. In diesem Ansatz geht es darum, die sozialen Einflussfaktoren auf Phänomene wie Sucht oder Gewalt in Schule, Familie, in Betrieben oder anderen Systemen anzugehen, also die Schutzfaktoren zu fördern und die Risikofaktoren zu vermindern. Prävention muss die isolierte Betrachtung aufgeben und vermehrt vernetzt agieren.

Gesundheit und Profit sind unvereinbare Gegensätze, denn mit Genussmitteln, Drogen und Medikamenten, die alle zur Abhängigkeit führen können, wird sehr viel Geld verdient. Hat Prävention wirklich eine Chance?

Die Kostenexplosion im Sozial- und Gesundheitswesen deutet darauf hin, dass wir es uns langfristig ökonomisch nicht mehr leisten können, auf eine präventive Gesamtpolitik zu verzichten. Es ist wie beim Klimawandel: Die Zeit für einen grundsätzlichen Gesinnungswandel kommt mit der Erkenntnis, dass Untätigkeit und Sparen in der Gegenwart für die Gesellschaft langfristig nicht mehr zu bewältigende Probleme und Kosten verursacht. Die Wirtschaftsunternehmen erkennen diesen Zusammenhang zunehmend. Sie sehen, was sie durch betriebliches Gesundheitsmanagement gewinnen und sparen: bessere Leistungen der Arbeitnehmer, weniger Ausfälle wegen Krankheit, weniger Fluktuation. Die Politik wird den gleichen Weg gehen, wenn die ökonomischen Zusammenhänge noch deutlicher zu Tage treten, als sie das heute schon tun. Da bin ich recht optimistisch.

Worauf basiert die Suchtprävention?

14. Nationale Fachtagung der SFA

Donnerstag, 24. Mai 2007, Freiburg

Weitere Informationen siehe Seite 13 und www.sfa-isp.ch